

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 30/1 (2003)

DOI: 10.11588/fr.2003.2.63672

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

bemerkenswert, daß man bei der Neuhängung im Louvre 1920 auf in Deutschland erprobte Konzepte für die museographische Hängung zurückgriff.

Heinrich DILLY beschreibt den Moment der Erstarrung der Beziehungen zwischen beiden Ländern in seinem Essay »September 1914«, in dem er die unterschiedlichen Reaktionen deutscher Kunsthistoriker auf den Ausbruch des Ersten Weltkrieges, die Zerstörung der Universitätsbibliothek von Louvain und vor allem der Kathedrale von Reims durch die deutsche Artillerie skizziert. Dieser Skizze wird das literarische Requiem des französischen Kunsthistorikers Emile Mâle gegenübergestellt und dann aus dessen Pamphlet über die Einfallsllosigkeit deutscher Künstler zitiert. Die empörte Reaktion der betroffenen Künstler und Kunsthistoriker auf deutscher Seite beschreibt die Erstarrung des Faches Kunstgeschichte während der folgenden zwei Jahrzehnte zwischen beiden Ländern.

Francois-René MARTIN schafft in seinem Essay den Übergriff in die Jahre nach 1945 in der Untersuchung der Rezeption der von Panofsky und Warburg formulierten Ideen und Ansätze. Dabei ist bemerkenswert, daß Panofsky in den Jahren nach 1945 nachhaltig Einfluß auf die Arbeit von Soziologen, Historikern und Anthropologen genommen hat, während sie bei Kunsthistorikern auf Bedenken stießen. Diskret und sehr viel langsamer setzten sich Warburgs Thesen Anfang der siebziger Jahre über die italienische Mikrogeschichte als Alternative zur Ikonologie durch. Wenngleich sich heute hinter dem neu gewonnenen Interesse für Warburgs Interessen unterschiedliche Projekte abzeichnen, bleibt jedoch die Fraglichkeit seiner anthropologischen Dimension für die Kunstgeschichte bestehen.

Ulrich LEBEN, Paris

Anastase NGENDAHIMANA, *Les idées politiques et sociales de Bernardin de Saint-Pierre*, Bern u. a. (Peter Lang) 1999, XIII–288 S. (Publications Universitaires Européennes, Série XIII: Langue et littérature française, 243).

Angesichts der zahlreichen innovativen Arbeiten über die politische Kultur des vorrevolutionären Frankreich, die in den letzten Jahren erschienen sind, greift man erwartungsvoll zu Ngendahimanas Thèse (Universität Fribourg) über Bernardin de Saint-Pierre (1737–1814). Die Erwartungen werden allerdings nur teilweise erfüllt. Der Autor stellt zunächst sehr schematisch und keinesfalls auf der Basis des Forschungsstandes den politischen, sozioökonomischen und kulturellen Kontext dar. Dann informiert er kurz über die Biographie und die literarischen Werke Saint-Pierres. Es folgen zwei umfangreiche Kapitel über das politische Denken Saint-Pierres, seine »visions politiques« und seine Reformprojekte, die von der Sklaverei über die zwischenstaatlichen Beziehungen bis zu den Verfassungsordnungen reichten und als Ziel »le bonheur ... de tous les hommes« hatten. Der Verfasser zeigt, daß Saint-Pierre sowohl von Rousseau als auch von den Physiokraten beeinflusst war, daß er aber einen eigenständigen Ansatz entwickelte, der stark von einem biblischen Utopismus gespeist wurde, nach dem Menschenrechte, Freiheit, Gleichheit und Solidarität Teil der »message évangélique« waren. Durch den Bezug auf die Bibel und die Berufung auf die »Stimme der Natur« habe Saint-Pierre ein neues Element in das politische Denken eingeführt und damit in der Folgezeit so unterschiedliche Denker wie Hugo, Chateaubriand, Lamartine, Proudhon oder Bonald beeinflusst.

Das Buch ist insgesamt eine thematisch vorgehende, traditionelle Ideengeschichte, die kaum versucht, die Vorstellungen ihres Helden in den politisch-ideologischen Konflikten seiner Zeit zu verorten und seine Position innerhalb der verschiedenen zeitgenössischen »languages« (Keith Baker) zu rekonstruieren. Vor diesem Hintergrund überrascht es dann auch nicht, daß die einschlägigen Studien von Keith Baker oder Dale Van Kley nicht zitiert werden und manche Hinweise auf politische und soziale Entwicklungen doch ziemlich oberflächlich

bleiben. Insgesamt kann man den Schlußsatz der Studie nur unterstreichen: »Puissent d'autres chercheurs mieux outillés continuer à explorer un auteur dont le nom est si célèbre et l'œuvre si peu connue.«

Michael WAGNER, Gießen

Othmar KEEL, *L'avènement de la médecine clinique moderne en Europe 1750–1815. Politiques, institutions et savoirs*. Chêne-Bourg, Genève (Editions Médecine + Hygiène) 2001, 542 S. (Bibliothèque d'Histoire de la Médecine et de la Santé).

Dies ist ein Buch, das im Forschungskontext eines deutschsprachigen Landes kaum entstanden wäre. O. Keel weist selbst darauf hin, daß es auf seine 1977 publizierte Dissertation zurückgeht. Seitdem hat Keel die Frage, wie die klinische Medizin sich in der Krankenhausmedizin durchgesetzt hat, offenbar nicht mehr losgelassen. Im Gegensatz zu den Gepflogenheiten in Forschungseinrichtungen deutschsprachiger Länder konnte der Kanadier seiner Spezialisierung treu bleiben und ist damit einer der großen Kenner des Feldes.

Die rund dreißigjährige Expertise, auf die Keels Darstellung der »Geburt« der europäischen Klinik beruht, ist Stärke und Schwäche zugleich. Die Fragestellung ist konzis und konsequent entwickelt. Keel verfolgt das Anliegen, den Mythos von der herausragenden Stellung der Pariser Schule für die Entwicklung der klinischen Medizin zu entzaubern. Anhand des gedruckten ärztlichen Schrifttums über die Entwicklung ärztlicher Konzepte weist er auf 450 Textseiten nach, daß die klinische Medizin weder allein in Paris noch in den letzten Jahren des 18. Jhs. entstanden ist. Vielmehr müsse – wie die zweiseitige Schlußfolgerung resümiert – der Paradigmenwechsel von der (neo-)hippokratischen zur klinischen Medizin in die Jahre 1750 bis 1815 datiert und dieser als Produkt wechselseitiger Einflüsse zwischen den Kliniken betrachtet werden, die in London, Edinburgh, Wien, Berlin, Bologna oder andernorts die Krankenhausmedizin prägten. Keel argumentiert hier als souveräner Kenner ärztlicher Wissenschaftsgeschichte, der dank seines weiten komparativen Blicks den Frankozentrismus manch US-amerikanischer oder französischer Kollegen aufzuheben versteht.

Die erfreuliche begriffliche Schärfe Keels läßt erkennen, worin die Grenzen seines Zugriffs liegen. So definiert Keel Medikalisierung als einen Wandel, in dem im Laufe des 18. Jhs. aus den vormodernen Krankenhäusern moderne Häuser für Kranke entstanden seien, wobei sich diese Entwicklung in den jeweiligen Einrichtungen auf unterschiedliche Weise und in unterschiedlichen Ausmaßen vollzogen habe (S. 29f.). Keel betreibt hiermit eine methodisch konventionelle klinische Wissenschaftsgeschichte, in der »medizinische Praktiken« ärztliche Wissenschaft meinen und ärztliche Programmatiken und Ausbildungswege vom ärztlichen Handeln in klinischen Abteilungen nicht klar getrennt werden. Keel stützt seine Argumentation auf Quellen zum ärztlichen Diskurs der epistemologischen Wende zur klinischen Medizin. Ohne den Aussagewert dieser Quellen zu behandeln, werden sie in außergewöhnlicher Länge zitiert. Anscheinend sollen hierbei die Quellenpassagen illustrierend für sich sprechen. Jedenfalls sieht Keel keine Notwendigkeit, seine Zitate eingehender zu interpretieren.

Manche wird es stören, daß Keel weder zu international diskutierten wissenssoziologischen Theorien des Paradigmenwechsels noch zu Fragen des »technical turns« Stellung nimmt, wie sie im deutschsprachigen Raum Volker Hess vorbildlich ausgeführt hat. Obwohl Keel empirisch auf Foucault verweist und sich auf diskursive Quellen beruft, geht er auf die Methode der Foucaultschen Diskursanalyse nicht ein. Auch sozialgeschichtliche Fragen bleiben ausgeblendet. Wer etwas über die Finanzierung, Organisation oder die gesundheitspolitische Bedeutung von Krankenhäusern erfahren will, ist mit Keel nicht an der richtigen Adresse. Dies gilt ebenfalls für diejenigen, die etwas über die behandelten Patienten